

Festrede
Julya Rabinowich
Donaufestwochen 2012

Blick zurück nach vorn

Als erstes möchte ich Michi Gaigg, Dirigentin und Intendantin der Donaufestwochen im Strudengau zu diesem schönen Festival gratulieren und mich bei Künstlern, Gastgebern und Sponsoren für die Ermöglichung dieses Ereignisses bedanken. Heute öffnet sich, wie schon in den Jahren zuvor, ein Fenster in eine musikalische Erlebniswelt.

Eine Eröffnung ist immer wie das Lüpfen des Vorhangs am Weihnachtsabend, wenn die geschmückte Tanne und die schön verpackten Geschenke schon für die Kinder inszeniert, aber noch nicht von ihnen berührt worden sind. Der Duft zieht schon durchs Haus, aber man hat noch keine Speise gekostet. Man ist gespannt auf alles Schöne, das dieser Ankündigung folgen möge, ein wenig aufgeregt und gleichzeitig auch entspannt, man fühlt sich, als hätte man schon ein golden perlendes Gläschen Sekt gekostet. Eine Eröffnung ist das Versprechen von etwas Neuem, noch nie Dagewesenem. Ein Festival ist immer ein wenig wie ein Verlieben, man erwartet völlig Neues und hat dennoch von Anfang an die Ahnung von etwas Universellem und die Hoffnung auf Beständigkeit. Dieses Festival spannt wagemutig den Bogen zwischen Barock und neuen Formen der Musik, mischt die Hierarchieebenen spielerisch durch und kombiniert etablierte Größen mit jungen aufstrebenden Künstlern. Dieses Festival ist gleichzeitig ein Rückblick auf die Musikgeschichte und ein Innehalten in der Gegenwart, nicht ohne den spielerischen Blick in die Zukunft. Musik ist ein Medium, das den Menschen von Anbeginn seiner Entstehung begleitet hat. Sie hat sich mit der Menschheit gewandelt, hat dieselben Entwicklungsstufen durchlaufen, war neben Bild und Sprache eine treue Begleiterin und ein Trost in der Finsternis. Ohne Musik wäre jedes Ritual stumm. Wäre Annäherung und Abschied in völliger Stille nicht etwas unerträglich Schweres? Die Musik ist also dazu berufen, dem Menschen beizustehen, sein Leben und Gefühlserleben zu vertiefen, das Sein ins Hier und Jetzt zu führen, auch wenn sie gleichzeitig zum träumerischen Entgleiten einlädt,

zum Schweifen der Gedanken – der Bogen reicht von skalpellartig scharfer Konzentration auf den Moment bis zum Loslassen in Kontemplation. Wir haben nun vom 27. Juli bis 15. August Zeit, uns auf dieses Loslassen und Konzentrieren einzulassen, auf diese Innenschau von Altem und Neuem. Uns zu inspirieren und zu vertiefen.

Das Programm ist vielfältig und herausfordernd: von geistlicher Bühnendramatik auf Schloss Greinburg, der selten aufgeführten *Betulia Liberata*, ein Geniestreich des 15-jährigen Mozart, Opernraritäten von Barock über Klassik bis hin zu einer pulsierenden Begegnung Kubas mit Irland und einem literarischen Projekt zum 100. Todestag Strindbergs – Sie sehen, der Bogen, der sich hier spannt, ist ein wirklich weiter.

Zu einem der Schwerpunkte, wenn nicht gar zu DEM Schwerpunkt ist die Burg zu Grein zu zählen, in deren weinumrankten Arkaden auch heuer eine schöne musikalische Begegnung möglich ist. Ich habe diesen Innenhof so verinnerlicht, dass er vor meinem inneren Auge erscheint, bevor noch jemand "Schloss Greinburg im Strudengau" zu Ende gesprochen hat: dieser Hof mit den zwei Arkadenstöcken, mit seinen Blumen und seinem Brunnen ist in mein Bewusstsein eingepägt wie ein Brandsiegel der Kindheit. Hier, in ebendiesem Hof, habe ich die Greiner Festwochen damals als Dreizehnjährige erlebt. Mein Vater war jahrelang für das Bühnenbild der Freiluftopern im Schlosshof verantwortlich gewesen, und mangels Betreuungsmöglichkeit in Wien nahm er mich kurzerhand einfach mit. Was für ihn vermutlich ein wenig anstrengend ausfiel, war für mich natürlich ein Fest und ein Vergnügen. Mir öffnete sich völlig unerwartet das weite Land des Musiktheaters mit aller seiner Dramatik vor und hinter der Bühne: ein Labyrinth an Leidenschaften, Irrungen, Wirrungen und Inszenierungen. Für mich eine überwältigende Zeit und auch eine Art Initiationsritus zu weiterer künstlerischer Laufbahn: die Sänger und Sängerinnen trugen so elegante Kostüme und sie klangen so hinreißend, dass ich, von dieser Schönheit völlig überwältigt, den vorgegebenen Lebensplan meiner Eltern, nämlich den, Malerin zu werden wie sie, mit den Verlockungen der Bretter, die die Welt bedeuten, zu untergraben begann. Diese Bretter befanden sich unmittelbar in meiner Nasenhöhe im Hof der Burg, ich sah täglich zu, wie während der Proben die Schritte, die Blicke, die Ausdrucksweisen geübt und

verworfen, ausprobiert und vervollkommnet wurden. Die Geschichte des "Bekehrten Trunkenbolds" wandelte sich faszinierend aus einer für mich völlig abstrakten Partitur, die mir so viel sagte, wie die gewöhnliche Druckschrift einem Blinden sagen würde, zu einer lebendigen, überzeugenden Geschichte, deren Worte ich nicht zu verstehen brauchte – das Schauspiel überzeugte mich auch so. Das Stimmen der Instrumente, das Anlegen der Kostüme – das alles geriet mir zu einem magischen Ritual, mit dessen Hilfe hier eine völlig autarke, in sich stimmige Welt errichtet wurde. Und jede Aufführung, die gelungen ist, bedeutet ein Betreten einer neuen, autarken Welt, die einem für ungefähr zwei Stunden offensteht. Während man im Kino den immer gleichen Film zu sehen bekommt, wenn man beschließt, die Vorstellung ein zweites Mal zu besuchen, ist ein Theaterstück, eine Oper immer etwas aufregend Neues. Kein Abend ist wie der andere, man kann also hier nicht zwei Mal denselben Fluss durchschreiten, obwohl die Musik, die da inszeniert und dargeboten wird, uns schon seit Jahrhunderten begleitet, ohne an Aktualität einzubüßen.

Nach langer, langer Gärzeit brach ich dennoch erst viel später und nach Abschluss des Malerestudiums in Richtung Literatur und Theater aus. Müßig zu sagen, dass die Produktion, mit der ich erstmals intensiv von den Medien wahrgenommen wurde, ein Libretto, genau genommen „Romeo plus minus Julia“ gewesen ist: eine Verschränkung von einer barocken Version von Romeo und Julia die ich mit meinem hinzugefügten Senf einer Upper-Class-Beziehungskriselei kombinierte, die Musik dazu stammte von dem jungen Komponisten Jörg Krah und bestand aus einem Mix aus barocker und modernen Komponenten. Ich glaube nach wie vor, dass das Gelingen dieser Oper maßgeblich von meinen Erfahrungen hier in Grein abhing, auch wenn mir das lange nicht bewusst gewesen ist. Ich war sozusagen über viele viele Umwege wieder in meiner Kindheit angekommen.

Ich war als Kind vor allem auf die Feinheiten der darstellenden Kunst in Form von Bildern und Skizzen, in Form von Portraits und Stillleben vorbereitet und in diesem Sinne geformt und gebildet worden. Die Musik gehörte nicht zu den primären Schwerpunkten meiner Erziehung, und mir blieb statt dem üblichen altklugen und

stets die Erwachsenen beeindruckenden Auftrumpfen nur das Ausliefern an diese neue Form eines mir unbekanntem Mediums. Wenn man Dreizehn ist, ist es üblicherweise so, dass fast alles, das einem begegnet, ein Ausliefern an das Unbekannte ist, man ist groß genug, um zu beginnen, seine Wege selbst zu suchen, aber man ist noch so kindlich, dass man sich nicht allzu weit fort wagt. Und auch hier muss ich noch einmal mit allem Nachdruck erwähnen, dass das Schloss zu Grein mich nicht nur in musikalischer Art und Weise aus der Kindheit heraus und in Richtung Adoleszenz lockte, sondern mit einem nicht minder wichtigen und in seiner Unberechenbarkeit einzigartigen Phänomen: der Liebe. Was wäre auch eine anständige Operaufführung ohne Liebe, Leidenschaft und manchmal einem damit verbundenen Untergang!

Ein Glück, dass ich mich wenigstens nicht so weit von meiner künstlerischen Umgebung inspirieren ließ, als ich zögerlich begann, ausgerechnet hier im kieselbestreuten Innenhof zwischen den blumentumrankten Arkaden, mit dem romantisch plätschernden Brunnen mich einem Vertreter des anderen Geschlechts ein wenig anzunähern.

Kaum waren diese ersten zaghaften Schritte aus der Kindheit in Richtung des Erwachens und Erwachsenwerdens getan, verließ ich meine im Hof verstreuten Puppen und flirtete heftig mit einem Greiner Jungen in kurzen Lederhosen, der viele Jahre später ein Physiker und Forscher werden sollte. Damals erforschten wir bloß uns. Wir forschten abgesehen davon auch noch nur mit Worten, nur mit Blicken, aber es fühlte sich nicht leichter oder weniger ernstzunehmend an, als würden wir den Urknall nachstellen, ich fühlte förmlich, wie mir die Urmaterie um die Ohren flog, elementare Teilchen von allem, das ich kannte. Die Dramen, die sich hier jeden Sommer auf der Bühne abspielten, schienen mir sofort besser verständlich. So kann man hier durchaus von einer bemerkenswerten Umkehr der Freudschen Sublimierungstheorie sprechen, die ja vom Verlagern des Sexualtriebes in Kunstschöpfungen ausgeht: die Erotik des Augenblicks lehrte mich, dem tiefen Erleben der Musik und der Geschichten, die sie zu erzählen hatte, ganzheitlich offener gegenüber zu stehen.

All diese Puzzleteilchen wurden noch durch einen weiteren Teil

zum kompletten Bild meines eigenen Schaffens vervollständigt: nicht nur dieser mein erster Ferienflirt fand hier in der Greinburg statt, auch meine erste größere literarische Arbeit wurde ebenfalls hier initiiert, und zwar durch den damaligen Burgherren, dem Herzog Friedrich von Sachsen-Coburg und Gotha, von meinem kindlichen Ich schlicht „Prinz“ genannt. Diese Initialzündung in Richtung des Schreibprozesses habe ich auch in meinem Debütroman „Spaltkopf“ detailliert festgehalten: der Augenblick, in dem er mir, der von Langeweile geplagten Halbwüchsigen, eine antike, verschnörkelte Schreibmaschine zum Geschenk machte, war wesentlich bedeutender, als es mir und vermutlich auch ihm bewusst gewesen ist. Ich setzte mich mit dieser Schreibmaschine in die Arkadengänge und geriet bald in den Sog der eigenen frischentwickelten Kurzgeschichte deren gewagter Titel „Marillenknödelessen in Sibirien“ meine neue Leidenschaft für die österreichische Küche deutlich untermalte. Ich geriet in den kontemplativen Zustand der Textfindung – nicht anders, als ich das jetzt noch halte, wenn ich mit meinem Laptop unterwegs arbeite. Nicht anders, als ich es heute nachmittags in ebenjenem Hof wieder gemacht habe, als Reverenz an den damaligen Schlossbesitzer, an alle Erfahrungen, die ich hier machen durfte, als Reminiszenz an meinen eigenen Vater, an alle, die damals hier waren, und die heute nicht mehr da sind. In meiner Erinnerung haben auch die Verstorbenen bis zum heutigen Tag überdauert, meine Erinnerung hält sie für mich lebendig. Auch das ist fast am Faszinierendsten für mich, was die Kunst anbelangt: in Text, Partitur und Bild lässt sich die Zeit anhalten. Für immer.

Alles in allem, wenn ich nun diesen Rückblick meiner eigenen Erfahrungen an diesem Ort mit einem beherzten Blick ins Heute und Jetzt und das hier versammelte Publikum beende, mit einem Blick in die Zukunft, vor allem in die nahe Zukunft, die neuerlich allerlei Begegnung mit klassischer und moderner Musik, schöner Landschaft und berührenden Momenten offenhält, bin ich noch einmal sehr glücklich darüber, auch heute hier zu sein, und die diesjährigen Donaifestwochen mit diesen Worten in ihren Beginn zu begleiten und wünsche allen Beteiligten bestes Gelingen und größten Genuss.